

umfangreichen Grundbesitz und zahlreiche Gefälle. Auffallend ist indes, daß gerade die wirtschaftliche Entwicklung des Ordens bislang wenig beachtet wurde. Um diesen Mangel auszugleichen, veranstaltete die »Internationale Historische Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens« im September 1986 in Bad Mergentheim ein Symposium. Die Vorträge liegen nun gedruckt vor. Da, wie schon angedeutet, die Wirtschaftsgeschichte des Ordens, seiner Balleien und Kommenden bislang nur wenig erforscht wurde, gerieten die Referate, das heißt auch die Beiträge im Sammelband, recht ungleichgewichtig. Als »Überblick« deklariert ist der einführende Beitrag von Klaus Militzer, »Die Wirtschaftstätigkeit ländlicher und städtischer Deutschordenshäuser«. Zwar geht der Autor allein auf die Entwicklung bis zum späten Mittelalter ein; in dieser Zeit wurden aber auch die Grundlagen für die Entwicklung in der frühen Neuzeit gelegt. Der Referent faßt zusammen: »Die Komture waren gute Verwalter, aber keine Unternehmer.« Mit anderen Worten: Es ging den Rittern vor allem darum, die Einkünfte ihrer Häuser einzuziehen und gut zu verwalten; unternehmerische Initiativen lassen sich nur selten beobachten. Der Orden war, auch nicht in den Städten, in keiner Weise Initiator wirtschaftlicher oder finanztechnischer Innovationen.

Größere Komplexe der Wirtschaftsgeschichte schildern Udo Arnold, »Weinbau und Weinhandel des Deutschen Ordens im Mittelalter« (S. 71–102) und Henryk Samsonowicz, »Der Deutsche Orden als Wirtschaftsmacht des Ostseeraums« (S. 103–112). Zenon Hubert Nowak, »Die Vorburg als Wirtschaftszentrum des Deutschen Ordens in Preußen« (S. 148–162) stellt anhand eigener Beobachtungen die Frage, ob die Vorburgen der Ordenshäuser – schon aufgrund ihrer Größe – nicht mehr waren als nur Anlagen mit Ställen, Speichern und Scheunen. Nach seiner zur Diskussion gestellten These waren diese Vorburgen vielmehr Wirtschaftszentren mit Werkstätten, Mühlen und Märkten. Mit anderen Worten: Es waren eigene Gemeinwesen, deren Bewohner nicht selten den benachbarten Städten und ihren Handwerkern Konkurrenz machten. – Regional begrenzt sind weitere Beiträge: Johannes A. Mohl, »Zur Wirtschaftsgeschichte der Deutschordensniederlassungen in Friesland« (S. 25–48). Friesland ist hier verstanden als die heutige niederländische Provinz Friesland, in der es im Mittelalter nur drei bescheidene Deutschordenshäuser gab (Nes, Steenkerk, Schoten). – Michael Diefenbacher, der 1985 eine ausführliche Studie über die »Territorienbildung des Deutschen Ordens am Unteren Neckar im 15. und 16. Jahrhundert« veröffentlicht hat, greift einige wirtschaftsgeschichtliche Aspekte dieser Deutschordens-Landschaft heraus: »Agrargeschichtliche Zentren des Deutschen Ordens am Unteren Neckar. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der Kommende Heilbronn im späten Mittelalter« (S. 29–70).

Ein Orts- und Personenregister, heute auch in wissenschaftlichen Publikationen keineswegs eine Selbstverständlichkeit, erschließt die Texte. Mit diesem Band haben die »Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens« die stattliche Zahl 38 erreicht. Wie die anderen Bände der Reihe zeichnet er sich durch eine gediegene Ausstattung aus. Zahlreiche Bilder und Karten sind beigegeben.

*Rudolf Reinhardt*

THEO KÖLZER: Studien zu den Urkundenfälschungen des Klosters St. Maximin vor Trier. 10.–12. Jahrhundert (Vorträge und Forschungen / Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte: Sonderband 36). Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1990. 408 S. mit 56 Abb. Kart. DM 106.–.

Es ist keine leichte Lektüre, wenn man sich an dieses Werk Theo Kölzers heranmacht, und man unterschreibt gerne den letzten Satz seiner Einleitung: »den Reiz der Popularität hat sie (die untersuchende Darstellung) nicht« (Zitat aus Droysen, Historik). Es geht dem Verfasser darum, die diplomatische Methode in der Urkundenforschung am Beispiel der St. Maximiner Fälschungen, die seit 300 Jahren ein Dauerbrenner für kritische Historiker sind, als eine notwendige Basis und Voraussetzung für jede weitere Forschung zu erweisen; für die Mediävisten und speziell für die Darstellung der Trierer Geschichte dürfte sich dies als unumgänglich zeigen. Es kann sich so bei der Besprechung dieses Buches auch nicht um eine Rezension handeln, sondern nur um eine Inhaltsübersicht mit dem Hinweis auf das Ergebnis der Untersuchung und die daraus gezogenen Folgerungen.

Die beiden ersten Kapitel (S. 13–23) geben einen Überblick über die bisherige Erforschung der St. Maximiner Fälschungen und eine sehr genaue Auflistung und Beschreibung des Urkundenfonds. Ein III. Kapitel »Der zeitliche Rahmen: Die Dorsualnotizen« (S. 23–28) »führt zur Unterscheidung dreier verschiedener Indorsatgruppen« (Urkundengruppe mit archivalischen Rückvermerken von derselben Hand oder doch gleichzeitigen Händen): 1. aus der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts; 2. nicht lange nach 1084–1106; 3. »nicht lange nach 1125« – »jedenfalls vor 1135«. Die Kapitel IV–VII (S. 29–229) bilden

das Corpus der Untersuchung. Die Urkunden der ersten Indorsatgruppe können dabei übergangen werden, da sie als echt anerkannt sind, und werden nur gelegentlich herangezogen. Es handelt sich also bei den »älteren Maximiner Spuria« im IV. Kapitel um Fälschungen, die zur zweiten Indorsatgruppe gehören, und vom Verfasser in zwei Fälschungaktionen unterschieden werden: um 1000 und im dritten Viertel des 11. Jahrhunderts; die Aktion um 1000 verfolgte »vornehmlich besitzrechtliche Interessen«, jene um 1084 war gegen den Erzbischof gerichtet (S. 107). Zu diesem letzten gehört – es mutet wie ein Exkurs an – das V. Kapitel »Kloster Oeren und Trier im 10. Jahrhundert« (S. 118–149), eine scharfsinnig durchgeführte Untersuchung einer Fälschung über Kloster Oeren zugunsten des Erzstifts Trier, die in einem Zusammenhang mit den Bestrebungen Erzbischof Eberhards um den Erwerb von St. Maximin steht (S. 137f.). Im VI. Kapitel »Vorläufer Benzos in St. Maximin« werden verschiedene Urkunden diplomatisch-paläographisch von den Fälschungen Benzos zeitlich abgeordnet und den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts zugewiesen (S. 150–158). Damit ist die Untersuchung nun bis an die Hauptperson der Fälscher gelangt, Benzo, hinter dessen Name sich Abt Berengoz (1106/07–1125) verbirgt; der Nachweis hierfür wird vom Verfasser vorgelegt, und der Anfang der gesamten Fälschungaktion Benzos mit dem Beginn des St. Maximiner Abbiats des Berengoz wird auf 1106/07 festgesetzt (S. 161–164). Dies gehört schon in das Kapitel VII. »Die Fälschungen Benzos (um 1116)«. Was dann folgt (bis S. 229), ist eine derart schwierig nachzuvollziehende Kritik der Urkunden, daß man sich daran die Zähne ausbeißen kann. Hier muß man schon gründliche Schulung und Kenntnisse mitbringen. Auch müßte man die Urkunden im Original oder Kopien in Originalgröße vor Augen haben; die Abbildungen im Anhang sind nicht immer hinreichend, doch hat der Verfasser – sehr dankenswert und nützlich! – der Stadtbibliothek Trier die Kopien zur Verfügung übergeben. Ein Kernergebnis dieses Kapitels ist die Zusammenstellung des Fälschungsblocks (S. 160) und seine relative Chronologie, deren Abschluß, die »Summa« der Maximiner Fälschungen um 1116, in der Urkunde St. 3147 (MUB Nr. 434) gegeben ist (S. 227f.). Das Kapitel VIII. »Anlaß und Ursachen der Fälschungaktion des 12. Jahrhunderts« (S. 230–243) reiht zunächst die Fälschungen in die allgemeine Situation ein, die das 12. Jahrhundert zu einer Spitzenzeit von Fälschungen gemacht hat, wobei die »Gemeinsamkeit der Bedürfnisse« (Dopsch) und die gesteigerte Bedeutung des Urkundenbeweises wichtig gewesen sind. Für St. Maximin gilt so eine Reihe von Ursachen wie auch sonst: Sicherung des Besitzes, wirtschaftliche Notwendigkeiten, Schutz gegen Vogtanmaßung und anderes. Die Datierung der Falsa auf »um 1116« und nicht auf später vor 1139, da St. Maximin dem Erzbischof zurückgegeben wurde, läßt aber erkennen, daß der Fälscherabt schon eine gute Zeit vorher die längst bestehende Verteidigungsstellung der Abtei gegen einen neuen Angriff unter Erzbischof Bruno von Lauffen verstärkt und auch vorübergehend einen Erfolg gehabt hat. Mit der Rückgabe der Abtei an das Erzstift 1139 hatten die Urkunden insgesamt ihre Bedeutung weithin verloren, wurden aber vom 15. bis 17. Jahrhundert bei dem erneuten Versuch St. Maximins um die Reichsunmittelbarkeit beim Reichskammergericht noch einmal hervorgeholt, obgleich schließlich ohne Erfolg.

Die Konsequenzen aus der Analyse des Fälschungskomplexes stellt der Verfasser in einem zweiten Teil seines Bandes vor. Sie betreffen zuerst Methodenfragen (S. 247–251). Der Wert der Urkunde als Zeugnis, wie bisher schon vorrangig und grundlegend vor jeder »von dem Historiker geformten Geschichte«, zeigt sich in der immer weiter verfeinerten Diplomatik von neuem. Ein hier für die Datierung benütztes und bisher nicht genügend beachtetes Kriterium, nämlich die Heranziehung der Dorsualnotizen, fällt dem Leser schon zu Anfang der Arbeit auf. Im übrigen betont der Verfasser: »Erst alle erreichbaren diplomatischen Beobachtungen zusammen ergeben ein verlässliches Bild« (S. 251), das heißt neben Diktatvergleich, paläographischer Untersuchung, Heranziehung des ganzen Fonds auch zum Beispiel die »historischen Voraussetzungen«. Dies wird an zwei Gegenständen exemplifiziert (S. 252–303): 1. am »Libellus de rebus Treverensibus«, der nicht mehr zu Anfang des Jahrhunderts, sondern in den Pontifikat Erzbischof Eberhards (1047–66) datiert wird; 2. an den Vogteifragen durch den sehr ausgedehnten Nachweis, daß erst die Benzo-Fälschungen zuletzt diese für St. Maximin günstige Vogteiverfassung erstrebten, obgleich ohne Erfolg, und diese Bestrebungen nicht schon auf 1056 (Ganzfälschung DH III + 372) datiert werden können (S. 261–303).

Wie oft bei Arbeiten mit mühsamen Einzeluntersuchungen ist es für den Leser ratsam, recht früh den Schlußteil »Ergebnisse und Ausblicke« zur Kenntnis zu nehmen (S. 307–313). Diese Zusammenfassung der Ergebnisse zeigt das Wesentliche der Arbeit: eine gute Übersicht über die neuen Einzelerkenntnisse, vor allem neue Datierungen der Urkunden beziehungsweise Fälschungen und die Folgerungen für die Einordnung und Darstellung der historischen Ereignisse (zum Beispiel Fälscherabt Benzo/Berengoz; »Libellus de rebus Treverensibus«; Entwicklung des Vogteistatus). Im Gewirr der geradezu detekti-

schen Detailuntersuchungen findet man hier den das Ziel weisenden Überblick. – Im »Ausblick« wird aufgewiesen, wie notwendig auch für ein »autre Moyen-Age« (J. Le Goff) weiterhin die Diplomatie bleiben wird, und jeder, der sich mit dem Mittelalter befaßt, wird dem Verfasser recht geben.

*Petrus Becker*

DAVID GANZ: *Corbie in the Carolingian Renaissance* (Beihefte der Francia Bd. 20). Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1990. 192 S. und 17 Abb. Geb. DM 68,-.

Corbie, zwischen 657 und 661 von Bathildis und ihrem Sohn Chlothar III. gegründet, gehört zunächst in die merowingische Klosterpolitik hinein. Dann wurde es zu einem wichtigen Zentrum der karolingischen Klosterpolitik, besonders unter den beiden Äbten aus dem Karolingerhaus Adalhard (780–826) und Wala (826–836) und ihrem Nachfolger Paschasius Radbertus (843–851), in dessen Zeit auch der gelehrte Ratramnus gehört (gest. 868). Ganz erinnert an Gründung und Geschichte der Abtei bis zum Jahr 881 (S. 14–35). Sein eigentliches Interesse gilt der Bibliothek beziehungsweise dem Scriptorium und der damit verbundenen geistigen Aktivität des Klosters. – Ein 2. Kapitel zeichnet mit einer detaillierten Untersuchung dreier mittelalterlicher Bibliothekskataloge und paläographischen Studien, wobei die Schriftart unter Abt Maurdrannus (771–781) besondere Beachtung findet, die Entwicklung der Bibliothek nach (S. 36–67). Hier gewinnt man aufklärenden Einblick in das karolingische Skriptorium, seine Auftraggeber und Abnehmer. In einem interessanten Vergleich mit anderen Klosterbibliotheken gewinnt Corbies Bibliothek ihr Profil, auffallend dabei das Fehlen weltlicher Gesetzestexte und auch der Werke des Hrabanus Maurus (S. 66–67). – Das 3. Kapitel beschäftigt sich mit den »Annotationes« in den Handschriften, was wiederum zur Schreibtechnik, aber ebenso zum Umgang mit älteren Texten in Schule und privater Lektüre führt. – Im 4. Kapitel wird der Gebrauch der Bibliothek durch die Corbier Gelehrten aufgezeigt: Die Zitate in der Theologie von Corbie (S. 81–102), mit besonderer Berücksichtigung von Paschasius Radbertus. Radberts Viten der beiden Äbte Adalhard und Wala werden im 5. Kapitel untersucht (S. 103–120), eine Konzentration der vorausgegangenen Thematik auf diese für die karolingische Hagiographie bedeutenden Texte, an denen die interpretierende und transformierende Rezeption patristischer und klassischer Vorlagen besonders eindrucksvoll gezeigt werden kann. Ein knappes Schlußkapitel (S. 121–123) ordnet Corbie – Scriptorium, Bibliothek, Schule und Leser – in die karolingische Renaissance ein. Eine lange Dokumentation stellt die bekannten Manuskripte aus Corbie kurz vor (S. 124–162). Eine Karte, Literaturverzeichnis, Register und einige Tafeln mit Schriftproben aus Corbie schließen den reichhaltigen und anregenden Band ab, der »karolingische Renaissance« konkret und greifbar werden läßt, der freilich auch davor warnt, nun in jedem karolingischen Kloster ein Corbie zu sehen; schon die Tochtergründung Corvey kann mit keinem solchen Scriptorium und eigener literarischer Leistung aufwarten.

Die sorgfältige Studie gibt Corbie seinen festen Platz in der frühmittelalterlichen *Translatio studii*. Für die Mönchsgeschichte ist sie ein anschauliches Beispiel, auch wenn das nicht artikuliert wird, für die Transformation des Klosters von der »Schule im Herrendienst« (Reg. Benedicti, prol. 45) zur Institution im Reichsdienst.

*Karl Suso Frank*

WILHELM LIEBHART (Hg.): *Inchenhofen. Wallfahrt, Zisterzienser und Markt*. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1992. 606 S. und 240 Abb. DM 68,-.

Inchenhofen gehört nicht zu den frühesten, noch auf die Bajuwaren zurückgehenden Siedlungen, doch läßt eine Urkunde aus dem Jahre 1020 auf eine Gründung im 8. Jahrhundert schließen. Graf Ulrich I. von Scheyern vermachte 1123/1130 dem Freisinger Domkapitel Besitz in »Imichinhouin«. Das älteste schriftlich fixierte Mirakel aus dem Jahre 1258 weist auf eine bereits bestehende Wallfahrt zum hl. Leonhard hin. Doch erst mit der Betreuung der Wallfahrt durch die Zisterzienser in Fürstenfeld entwickelte sie sich »explosionsartig«.

Der bayerische Herzog Ludwig II. schenkte 1266 das Patronat der Pfarrkirche Hollenbach mit der Filiale St. Leonhard (Inchenhofen) dem Zisterzienserkloster Fürstenfeld. Faktisch hatte damit eine Eigenkirche ihren Besitzer gewechselt. Nach dem bestehenden Kirchenrecht bedurfte es einer förmlichen Inkorporationsurkunde, um diesen Tatbestand rechtlich abzusichern. Dies wurde erst relevant, als sich die Wallfahrt so gut entwickelte, daß man Ansprüche Dritter fürchten mußte. 1283 inkorporierte der